

Zu Toni Brühlmanns „Gedanken über Alice Holzheys Daseinsanalyse“. Versuch einer Antwort

75

Lieber Toni,

dein Brief¹, der einen kritischen Kommentar zu meinem Buch *Daseinsanalyse. Der existenzphilosophische Blick auf seelisches Leiden und seine Therapie*² enthält, hat mich überrascht, gefreut und interessiert. Leider hat mir im Winter die Zeit gefehlt, um im selben Bulletin (2015.1) auch schon darauf zu antworten. Das will ich jetzt nachholen.

Überrascht hat mich, dass du deine Gedanken in schriftliche Form gebracht hast, statt sie mir nur mündlich mitzuteilen, und dafür so viel Arbeit zu investieren bereit warst. Dass der Brief im Bulletin abgedruckt wurde, war nicht deine, sondern meine Idee; gefreut hat mich, dass du das Buch sehr genau gelesen hast und deshalb auch zentrale Punkte aufgreifst; und *interessiert* hat mich natürlich dein Vorschlag, wie mein theoretischer Ansatz zu korrigieren sei.

Für mich gab es zwei Gründe, deinen Kommentar ins Bulletin aufzunehmen: *Erstens* gehe ich davon aus, dass du ein Unbehagen ansprichst, das manch andere Leser meines Buches ebenfalls empfinden. Indem du dieses Unbehagen benennst und begründest, hilfst du auch anderen, sich über ihr eigenes Unbehagen klarer zu werden, was einer weiteren Diskussion sicher förderlich ist; *zweitens* machst du einen ganz unüblichen Vorschlag, um meinen theoretischen Ansatz von seiner Befremdlichkeit zu befreien. Du willst ihn nämlich nicht direkt verändern oder gar verwerfen, sondern so, wie er ist, stehen lassen, um ihn durch einen dazu konträren Ansatz zu *ergänzen*. Damit gestehst du meinem Ansatz eine wenn auch begrenzte und darum eben ergänzungsbedürftige Wahrheit zu. Mit anderen Worten: Statt meiner Auffassung den Kampf anzusagen, kommst du ihr weit entgegen und bietest eine friedfertige Veränderung durch Ergänzung an: statt einem Entweder-oder also ein Sowohl-als-auch.

Konkret geht es um mein existenzphilosophisch bestimmtes Verständnis menschlichen Daseins, das du – durchaus zu Recht – unter den Titel „negative Ontologie“ stellst. Du schlägst nun vor, diese negative Ontologie um das zu erwei-

- 1 Abgedruckt im Bulletin 2015.1, S. 34-37; nachzulesen auf der homepage www.gad-das.ch.
- 2 Es handelt sich um die 2014 im Facultas-Verlag Wien mit einem neuen vierten Teil versehene Neuauflage des 2008 in der UTB-Reihe „Psychotherapie: Ansätze und Akzente“ erschienenen Textes über „Daseinsanalyse“, der dort in einem Sammelband gemeinsam mit einem Text von Alfred Längle über „Existenzanalyse“ publiziert worden war.

76 tern, was ihr fehlt: das Positive. An die Stelle einer „rein negativen“ Ontologie soll eine Ontologie treten, die *nicht nur* negativ *sondern auch* positiv ist. Du findest entsprechend für jede negative („nichtige“) Seinsbedingung ihre positive Entsprechung, die nun gleichrangig neben die negative zu stehen kommen soll. Als Beispiele erwähne ich: die „angstbereitende Geworfenheit“ [ins Nichts der Welt] wird von dir ergänzt durch das „erfüllende Aufgehobensein im umgreifenden Sein“; analog stellst du neben das „Unzuhause-Sein“ als gleichwertiges Pendant das „Beheimatet- und Geborgensein“, und neben die ontologische Vereinzelung („Jemeinigkeit“) das „pure ontologische Wir-Sein“ (beides im Sinne Binswangers). Entsprechend kommen neben die negativen Grundstimmungen von Angst, Schuld und Scham gleichrangig die drei positiven Stimmungen von „Vertrauen, Liebe, Verbundenheit“ zu stehen.

Dein Vorschlag hat zunächst etwas Anziehendes, ja Verlockendes, weil er einem in uns allen tiefsitzenden Wunsch Ausdruck gibt, die *conditio humana* (auch positiv zu fassen). Ich möchte mich hier auf die Frage beschränken, ob die der Existenzphilosophie entlehene „negative Ontologie“ eine solche Korrektur durch Ergänzung überhaupt zulässt.

Zuerst einmal macht schon der Blick auf die Autoren, auf die du dich berufst, skeptisch, nämlich *Ludwig Binswanger* sowie *Martin Heidegger* nach dessen „theologischer“ Kehre. Auch *Otto F. Bollnow* würde hier dazugehören, vor allem bezüglich des „Vertrauens“ als ontologischer Grundstimmung.³ Alle drei Autoren würden die Vorstellung, negative und positive Ontologie könnten sich ergänzen, verwerfen. Was du von ihnen zitierst, will keine Ergänzung sein, sondern will das Negative ersetzen und damit überwinden. Auch die von dir angeführten positiven Grundstimmungen von Liebe, Vertrauen und Verbundenheit stehen bei diesen Autoren nicht *neben* Angst, Schuld und Scham, sondern *über* ihnen und degradieren Letztere zu Erfahrungen, die nur bei jenen Menschen auftauchen, denen die positiven Grundstimmungen (noch) verschlossen sind. – Nach meinem Dafürhalten gehst du also allzu unbekümmert mit Aussagen von Autoren um, wenn du sie ohne Rücksicht auf den jeweiligen Kontext für dein Konzept übernimmst.

3 Otto F. Bollnow, *Neue Geborgenheit. Das Problem einer Überwindung des Existentialismus*, Stuttgart 1955.

Doch wichtiger ist die Frage, wie denn die Negativität, die in der sogenannten „negativen Ontologie“ zur Sprache kommt, aufzufassen ist. Für dich scheint selbstverständlich, dass sie durch Positivität ergänzt werden *kann*. Das halte ich für einen Irrtum, weil damit der Charakter dieser Negativität verkannt ist. Die diesbezüglichen Ausführungen in meinem Buch mögen zu kurz geraten sein, weshalb ich froh bin, auf meinen neueren Aufsatz „Leiden an der ontologischen Negativität“ hinweisen zu können.⁴ Dort zeige ich, dass die *ontologische* Negativität im existenzphilosophischen Sinne nicht nach dem Modell *ontischer* Negativität gedacht werden darf. Ein Beispiel mag den Unterschied wenigstens andeuten: Wenn ein Arzt in seinem Patienten nur einen Kranken sieht, dann legt er ihn einseitig auf das (ontisch) Negative fest und vernachlässigt dessen gesunde und also (ontisch) positiven Anteile. Einem solchen Arzt wird man zu Recht raten, auch die (partielle) Gesundheit des Patienten zu berücksichtigen, um dadurch ein ganzheitlicheres Bild von ihm zu gewinnen. – Dein Vorschlag einer Ergänzung wäre dann praktikabel, wenn das Beispiel auf die ontologische Ebene übertragbar wäre. Dann könntest du der existenzphilosophischen Anthropologie zu Recht vorwerfen, eine einseitig negative Sicht auf den Menschen zu vertreten und also eine partielle Wahrheit unzulässig zu verallgemeinern. Doch die ontologische Negativität ist von radikal anderer Art und darum weder *ergänzungsfähig* noch *ergänzungsbedürftig*. Darum kann Heidegger in *Sein und Zeit* die nur scheinbar paradoxe Aussage machen, das menschliche Sein sei „durch und durch von Nichtigkeit durchsetzt“⁵, und gleichwohl fehle ihm nichts zu seiner seinsmässigen Ganzheit. – Ganz analog verhält es sich mit deinem Vorschlag, die „negativen“ Grundstimmungen der Angst, Schuld und Scham durch die positiven Stimmungen der Liebe, des Vertrauens und der Verbundenheit zu ergänzen. Ergänzungsfähig und ergänzungsbedürftig sind Angst, Schuld und Scham nur solange, als man sie *im umgangssprachlich-ontischen Sinne* versteht, nämlich als Furcht vor konkreten Gefahren, als Schuld angesichts moralischer Verfehlung, und als Scham angesichts konkreter unfreiwilliger Entblössung. Sobald man sie hingegen als existenzial-ontologische

4 Alice Holzhey-Kunz, *Leiden an der ontologischen Negativität*, in: Emil Angehrn, Joachim Küchenhoff (Hg.), *Die Arbeit des Negativen. Negativität als philosophisch-psychoanalytisches Problem*, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2014, S. 99-121.

5 Vgl. *Sein und Zeit*, S. 285.

78 Erfahrungen nimmt, sind sie weder ergänzungsfähig noch ergänzungsbedürftig. Will man sich damit nicht abfinden, bleibt nur der Vorschlag Binswangers oder Bollnows, diesen Grundstimmungen einen ontologischen Wahrheitscharakter abzusprechen und sie als mangelhaft einzustufen.

So verlockend also dein Vorschlag *prima vista* ist, negative und positive Ontologie zusammenzudenken – ich erachte ihn als chancenlos. Dein Brief hat mir noch einmal deutlich gemacht, dass man nur die Wahl hat, auf die eine oder die andere Ontologie zu setzen. Das klar zu sehen, scheint mir darum besonders wichtig, weil davon auch abhängt, wie man Psychotherapie auffasst. Denn Psychotherapien basieren entweder auf einer negativen oder auf einer positiven Ontologie – und von dieser Basis hängt ab, wie die therapeutische Aufgabe definiert wird. Wenn du vorschlägst, den Patienten, deren Hellhörigkeit „einseitig nur auf das Negative der *Conditio humana* ausgerichtet“ sei, für das „Ontologisch-Positive“ zu sensibilisieren, dann gibst du ein Therapieziel vor, das mit der analytisch-hermeneutischen Zielbestimmung, die wir Freud verdanken, unvereinbar ist. Die verbreitete Abneigung gegen Freuds Psychoanalyse hat meines Erachtens hauptsächlich damit zu tun, dass der Psychoanalyse eine negative Ontologie zugrunde liegt. Wenn du hingegen vorschlägst, die Patienten für das Ontologisch-Positive zu sensibilisieren, dann gehst du auch über das medizinisch-psychiatrische Therapieziel des ‚Heilens‘ hinaus. Ist eine Therapie, die den Patienten für die Wahrheit sensibilisieren will, dass er in einem „umgreifenden Sein aufgehoben“ sei, überhaupt noch analytische Therapie oder schon Vertretung einer Weltanschauung?

Abschliessend möchte ich noch die Frage stellen, welchen Ort das Positive in einer negativen Ontologie hat und welche Bedeutung ihm zukommt. Denn nichts wäre abwegiger und fataler als der Schluss, innerhalb einer negativen Ontologie sei kein Platz für das Positive und könne das Positive nicht in seiner Bedeutung gewürdigt werden. Wahr ist allerdings, dass das Positive in ihr einen *anderen* Platz und eine *andere* Bedeutung hat als von dir beschrieben. Es hat seinen Platz immer *in Relation zum* Negativen, und seine Bedeutung liegt darin, auf die Herausforderung des ontologisch Negativen so zu antworten, *dass Leben und*

Zusammenleben möglich werden und auch gelingen können. Da ich mich – vor allem in Auseinandersetzung mit Binswanger – schon verschiedentlich zur Frage nach dem Verhältnis von (existenzialer) Angst und Liebe geäußert habe, will ich hier kurz auf die Stimmung des „Vertrauens“ eingehen. Ich beziehe mich dafür auf den eben erschienenen Aufsatz des Philosophen Wolfgang Rother, der ausgezeichnet herausarbeitet, wie das Vertrauen existenzial – und das heisst in Relation zur Angst – aufzufassen ist.⁶ Rother setzt dieses Vertrauen dem „Seinsvertrauen“ entgegen, von dem gilt, dass es uns Menschen „geschenkt“ werde und uns „Sicherheit“ zu geben vermöge, und fasst das existenziale Vertrauen als ein immerwährendes „Wagnis“ angesichts eines immer möglichen Scheiterns. Dieses Vertrauen gründet nicht in einem angeblich „erfüllten Sein“ (Toni B.), sondern ist wesentlich „grundlos“. Als so ungegründet ist es „Wille zum Vertrauen“, und zwar ein Wille „malgré tout“ – das heisst trotz des real immer bestehenden Risikos, dass der andere mein Vertrauen missbraucht: „Die Möglichkeit des Scheiterns und der Enttäuschung gehört wesentlich zum Vertrauen“ (Rother, S. 23). Und doch hat auch dieses Vertrauen etwas eminent Positives, insofern es als „Möglichkeitsbedingung des Verzeihens und Neuanfangens“ überhaupt erst Leben und Zusammenleben möglich macht. – Dieses Vertrauen ist von dem von dir namhaft gemachten Vertrauen, das dem Menschen dank seiner Zugehörigkeit zu einem „tragenden Seinsgrund“ geschenkt sein soll, offensichtlich weit entfernt. Und es ist nur konsequent, wenn Rother das vermeintlich geschenkte und darum auch Gewissheit schenkende Vertrauen als ein „Narkotikum“ bezeichnet, das die latent immer virulente Angst betäuben soll. – Aber damit würde nun die Polemik beginnen, die du so gekonnt zu umschiffen gewusst hast! Darum malgré tout: deine Überlegungen sind es wert, diskutiert zu werden und haben mich darum, wie du siehst, auch intensiv beschäftigt! Dafür herzlichen Dank!

Alice

4 Wolfgang Rother, *Vertrauen als Existenzial. Einige vorläufige Notizen*, in: Josette Baer, Wolfgang Rother (Hg.), *Vertrauen* (Basel 2015) [Schwabe interdisziplinär, 7] S. 11–24.